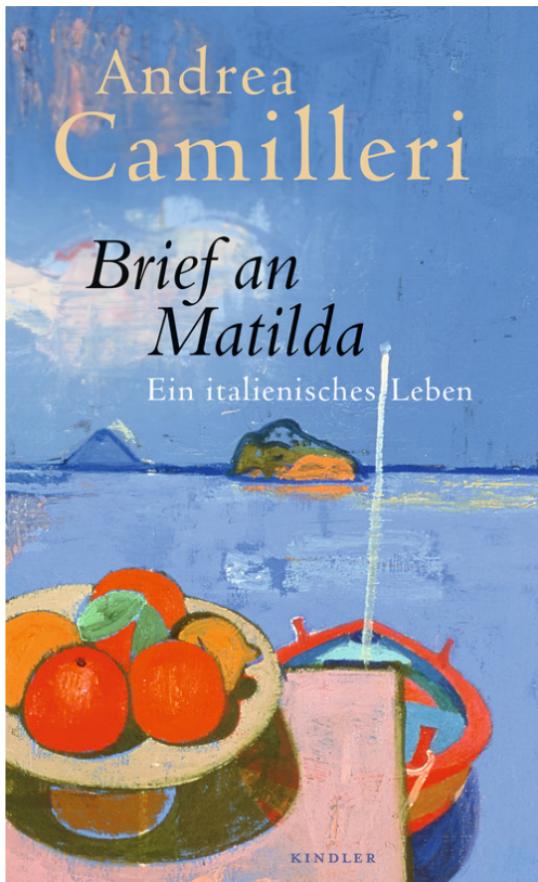


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00002-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Andrea Camilleri

Brief an Matilda

Ein italienisches Leben

Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki

Kindler

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel «Ora
Dimmi Di Te, Lettera a Matilda» bei Giunti Editore
S. p. A. / Bompiani.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2019
Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Ora Dimmi Di Te, Lettera a Matilda» Copyright © 2018 by
Giunti Editore S. p. A. / Bompiani
Satz aus der Adobe Jenson
Typografie und Satz Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
ISBN 978-3-463-00002-2

Meine liebe Matilda,

diesen langen Brief schreibe ich dir wenige Tage vor meinem zweiundneunzigsten Geburtstag. Du bist jetzt fast vier Jahre alt. Noch kennst du das Alphabet nicht, doch als junges Mädchen wirst du diesen Brief lesen, hoffe ich.

Ich schreibe dir blindlings im buchstäblichen wie im übertragenen Sinn. Im buchstäblichen Sinn, weil die Sehkraft mich in den letzten Jahren allmählich verlassen hat. Mittlerweile kann ich nicht mehr lesen und schreiben, nur noch diktieren. Im übertragenen Sinn, weil ich mir nicht vorstellen kann, wie die Welt in zwanzig Jahren aussehen wird, die Welt, in der du leben musst.

Denn auch in den letzten zwanzig Jahren hat es sehr viele und manchmal völlig unerwartete Veränderungen gegeben. Die Welt sieht nicht mehr so aus wie in meiner Jugend und meiner frühen Erwachsenenzeit. Politische, wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Umbrüche haben sie gewandelt, aber auch wissenschaftliche Entdeckungen, der Einsatz modernster Technologien, die Auswanderungsströme von einem Kontinent zum anderen und das fast endgültige Scheitern unseres Traums von der Europäischen Gemeinschaft.

Doch warum verspüre ich das dringende Bedürfnis, dir zu schreiben?

Auf diese Frage kann ich nur mit einer gewissen Bitterkeit antworten: Mir ist sehr wohl bewusst, dass das Alter Grenzen setzt und ich daher nicht in den Genuss kommen werde, dich Tag für Tag aufwachsen zu sehen, deine ersten Gedanken zu erfahren, die Entwicklung deines Geistes zu verfolgen. Kurz, ich werde keine Gespräche mit dir führen können. Dieser Brief soll ein kleiner Ersatz für den Dialog sein, der niemals zwischen uns stattfinden wird. Darum muss ich dir, glaube ich, zuallererst von mir erzählen. Vielleicht wird deine Mutter Alessandra über mich sprechen, aber es ist mir lieber, wenn ich dir mit eigenen Worten von mir und meinem Leben berichten kann. Und ich wünsche mir von ganzem Herzen, dass einiges davon, zum Beispiel die Zeit des Nationalsozialismus und Faschismus, Rassismus, Vernichtungslager, Krieg und Diktatur dir sehr weit entfernt und veraltet vorkommen werden.

Ich bin 1925 in Porto Empedocle geboren, einem kleinen Ort im Süden Siziliens. Die Menschen dort waren zum größten Teil Fischer, Hafenarbeiter, Fuhrleute und Bauern. Es gab nur wenige Angestellte und noch weniger Geschäftsleute. In der ersten Klasse war ich von Mitschülern umgeben, die fast alle in ärmlichen Verhältnissen lebten. Stell dir vor, die Kinder der Bauern trugen ihre Schuhe auf dem Schulweg um den Hals gebunden, um sie nicht abzunutzen, und zogen sie erst an, wenn sie das Klassenzimmer betraten. Das Pausenbrot, das Mama mir jeden Morgen in den Ranzen steckte, konnte ich, wenn ich mich recht erinnere, nie allein aufessen. Fast immer habe ich es mit anderen geteilt, weil ich die neidischen, hungrigen Blicke meiner Klassenkameraden nicht ertragen konnte.

Als ich geboren wurde, war Benito Mussolini seit drei Jahren

italienischer Regierungschef und hatte seinen Plan, das Land einer faschistischen Diktatur zu unterwerfen, schon weitgehend umgesetzt. Ich vermute, du wirst mit dem Begriff «faschistisch» nicht viel verbinden können, darum versuche ich dir zu erklären, was in jenen Jahren geschehen ist.

Das für Italien siegreiche Ende des Ersten Weltkriegs im Jahr 1918 hätte dem Land theoretisch eine Zeit wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Stabilität bringen können. Aber es kam anders. Die Soldaten, die von der Front zurückkehrten, fanden kaum Arbeit, denn das, was viele Jahre eine Kriegsindustrie gewesen war, konnte nicht schnell genug in eine Industrie des Friedens umgewandelt werden. Auch gab es viele Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, und sie wurden offen ausgetragen. Von all den Versprechen, die man den Soldaten während des Kriegs gemacht hatte, war nicht eines eingelöst worden. Straßenkämpfe zwischen Polizisten und Kriegsheimkehrern oder Arbeitern waren sehr häufig. In dieser Situation erschien den Großgrundbesitzern in Mittel- und Norditalien und einigen wichtigen Industriellen eine Rückkehr zur Ordnung dringend geboten. Doch dafür brauchte es einen Mann mit dem nötigen Charisma und mit unbedingter Loyalität gegenüber dem Auftrag, den sie ihm erteilen würden. Ihre Wahl fiel auf einen ehemaligen Sozialistenführer und einstigen Chefredakteur des «Avanti!», der Tageszeitung der Sozialistischen Partei: Benito Mussolini war ein glühender Verfechter des Kriegseintritts und dann Kämpfer in vorderster Front gewesen. Innerhalb kurzer Zeit konnte er alle ehemaligen Kampfgenossen um sich versammeln und den Teil des Bürgertums gewinnen, der in der Unzufriedenheit der Arbeiterschaft eine reale Gefahr sah. In Anlehnung an die Symbolik des antiken Roms gründete er die *Fasci di combattimento*, eine

faschistische Miliz, deren Mitglieder schwarze Hemden trugen, mit Knüppeln bewaffnet und äußerst gewalttätig waren. Sie nannten sich «Squadristen». Schon bald nach Gründung der *Fasci* brannten viele Büros sozialistischer Organisationen, und es gab schwere Kämpfe mit Toten auf beiden Seiten. Als die Sozialisten sich 1921 spalteten, entstand die Kommunistische Partei Italiens, deren erster Generalsekretär Antonio Gramsci war. Die Kommunisten wurden zum bevorzugten Angriffsziel der Faschisten.

1922 erkannte Mussolini, dass er auf die Unterstützung der großen Mehrheit des italienischen Volkes zählen konnte. Am 28. Oktober desselben Jahres, beim sogenannten «Marsch auf Rom», marschierte er mit Tausenden Mitgliedern seiner Partei nach Rom. Die Lage war ernst. An den Toren der Hauptstadt trafen die Faschisten auf Truppen der italienischen Armee. Ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Premierminister Facta bat den König, den Notstand auszurufen, was bedeutete, dass die Truppen auf die Faschisten hätten schießen dürfen. Aus diesem Kampf wäre der Faschismus klar als Verlierer hervorgegangen, doch der König entschied überraschenderweise anders. Er weigerte sich nicht nur, den Notstandsbeschluss zu unterschreiben, er empfing Mussolini sogar im Quirinale, dem Präsidentenpalast, und beauftragte ihn mit der Bildung einer neuen Regierung. Hier bewies Mussolini eine gewisse politische Gewiefttheit, denn zu seiner ersten Regierung gehörten auch Liberale, Demokraten und Sozialisten. Doch das nur für sehr kurze Zeit, denn schon bald wurde klar, dass Mussolini nach Alleinherrschaft strebte. Die Situation spitzte sich zu, als 1924 der sozialistische Abgeordnete Giacomo Matteotti, einer der hellsichtigsten und mutigsten Gegner Mussolinis, umgebracht wurde. Ein großer Teil der Bevölkerung reagierte

mit Empörung auf diesen politischen Mord, und Mussolini sah seine Machtposition gefährdet. Doch mit Hilfe seiner brutalsten Squadristen konnte er seine Autorität innerhalb kurzer Zeit wieder festigen.

Von dem Moment an wurde der Faschismus in Italien zu einer wirklichen Diktatur. Mussolini löste das Parlament und den Senat auf, sie wurden ersetzt durch die *Camera dei fasci e delle corporazioni*. Dieses legislative Organ aus Mussolini treu ergebenen Männern verbot die Zeitungen des linken Spektrums, ließ Antonio Gramsci verhaften (und praktisch im Gefängnis zugrunde gehen) und jede Missfallenkundgebung mit Gewalt niederschlagen. Für seine Expansionspläne brauchte Mussolini junge Männer, also begann er mit einer wahnwitzigen Bevölkerungspolitik: Kinderreiche Familien erhielten Prämien. Frisch verheiratete Paare, die innerhalb eines Jahres, wie es damals hieß, «dem Vaterland einen Sohn schenkten», wurden von der Steuer befreit, Unverheirateten dagegen die Steuern erhöht. Abgesehen von den wenigen Politikern, die ins Ausland flohen, erlebte das Land ein merkwürdiges Phänomen, nämlich dass der Faschismus bei fast allen Italienern schnell Zustimmung fand. Von nun an griff Mussolini noch stärker ins Privatleben der Menschen ein, alle Staatsangestellten mussten dem Regime Treue schwören und in die faschistische Partei eintreten. Und alle, wirklich alle Staatsdiener, vom Grundschullehrer bis zum Universitätsprofessor, vom Richter bis zum Gerichtsdiener, gehorchten diesem Befehl. Nur vierundzwanzig Universitätsprofessoren verweigerten den Treueschwur – was ihnen auf immer zur Ehre gereicht – und verloren ihren Lehrstuhl.

1925, als ich geboren wurde, war der Faschismus bereits eine stabile Diktatur. Seinen Nachwuchs, von Kleinkindern

bis zu jungen Menschen, organisierte er in paramilitärischen Verbänden. Samstags trugen wir die faschistische Uniform und gingen zum Exerzieren. Ich war Mitglied der Balilla, der Jugendorganisation der Partei, unser Motto lautete: «Libro e moschetto, fascista perfetto» («Buch und Karabiner machen den perfekten Faschisten»). In Wirklichkeit lasen meine Kameraden kaum oder gar keine Bücher.

Ich war eine Ausnahme. Mit fünf hatte ich unter Anleitung meiner Mutter und meiner Großmutter Elvira lesen gelernt, mit sechs bediente ich mich schon in der Bibliothek meines Vaters, die sehr gut bestückt war. Also las ich anfangs keine Kinder- oder Jugendbücher, sondern Literatur für Erwachsene, richtige Romane. Meine ersten Autoren waren Conrad, Melville und Simenon. Seitdem habe ich nie mehr aufgehört zu lesen. Und grenzenlos war mein Staunen über das Geheimnis, wie die geschriebenen Wörter in meinen Kopf gelangten – als wären sie mir diktiert worden.

In der Schule ließen die Lehrer uns jeden Tag die drei Parolen Mussolinis aufsagen: «Glauben, gehorchen, kämpfen», und erzählten uns dann begeistert, dass der Duce, wie Mussolini sich nennen ließ, sehr intelligent sei und Italien groß machen wolle. Jeden Samstag ging es nach dem Exerzieren in die Kirche, wo der Pfarrer uns den Katechismus erklärte und uns unermüdlich daran erinnerte, dass der Papst Mussolini als «von der göttlichen Vorsehung Gesandten» bezeichnet hatte, man ihm also blind gehorchen müsse. Und so war ich zwangsläufig mit zehn ein glühender Faschist; ja, als Mussolini 1935 Abessinien den Krieg erklärte, schrieb ich ihm sogar einen Brief mit der Bitte, als Freiwilliger in die Schlacht ziehen zu dürfen. Zu meiner Freude und Verwunderung erhielt ich einen Antwortbrief, in dem er mir erklärte, dafür sei ich noch zu jung.

Im folgenden Jahr, 1936, brach ein zweiter Krieg aus, der spanische Bürgerkrieg, der zu einer Art Wasserscheide zwischen Faschisten und Antifaschisten wurde. Du musst wissen, dass es in Europa damals mehr Diktaturen als demokratische Regierungen gab: in Russland herrschte Stalin, in Italien Mussolini, in Deutschland Hitler, in Portugal Salazar. Der Krieg in Spanien brachte einen neuen Diktator an die Macht: Francisco Franco. Die einzigen verbleibenden, großen Demokratien in Europa waren Frankreich und England. Der Konflikt zwischen diesen unterschiedlichen politischen Systemen war unvermeidlich, hinzu kamen Hitlers Expansionsbestrebungen, die 1939 zum Zweiten Weltkrieg führten.

11

Als auch wir Italiener 1940 als Verbündete Hitlerdeutschlands in den Krieg eintraten, war ich nicht sonderlich begeistert, denn zu Hause hatte ich meine beiden Großmütter leise weinen sehen. Im vorhergehenden Krieg hatte jede von ihnen einen Sohn verloren, sie waren im Kampf gefallen. «Ein Krieg», sagte Nonna Elvira, während sie mir übers Haar strich, «ist immer ein Fluch.» Auch Papa ging in jenen Tagen mit finsterer Miene durchs Haus, und eines Morgens hörte ich ihn zu Mama sagen, dass Mussolini mit der Kriegserklärung einen entsetzlichen Fehler begangen habe.

Das verwirrte mich. Papa hatte im Krieg 1915–1918 an vorderster Front gekämpft und war dann ein Faschist der ersten Stunde gewesen. Wenn Mussolini nicht irren konnte, wie die Parteiführer behaupteten, wenn Mussolini der Mann der göttlichen Vorsehung war, wie die Priester uns predigten: Warum hatte er dann einen solchen Fehler begangen? Wie konnte das sein? Das fragte ich mich insgeheim.

Es war der zweite Riss in meiner faschistischen Überzeugung. Der erste hatte sich einige Zeit zuvor aufgetan, 1938. Einer

meiner Schulkameraden, David Pera, kam nach Schulschluss zu mir, um sich zu verabschieden.

«Ab morgen werden wir uns nicht mehr sehen», sagte er, «ich kann nicht weiter auf diese Schule gehen.»

Da er der Sohn eines Eisenbahners war, fragte ich ihn, ob sein Vater versetzt worden sei.

12 «Nein», sagte er, «ich darf nicht mehr auf diese Schule gehen, weil ich Jude bin.»

Warum durfte ein Jude nicht mehr auf dieselbe Schule gehen wie ich? Zu Hause beim Mittagessen fragte ich Papa, was das bedeuten solle. Er wurde rot im Gesicht und erklärte zornig:

«Das dumme Gerede über die Juden darfst du nicht glauben! Die Juden unterscheiden sich in nichts von uns, sie sind genauso wie wir. Diese Geschichte von der Rasse hat Hitler erfunden, und Mussolini wollte mithalten können. Aber glaub nicht an das, was sie dir erzählen. Wir sind alle gleich.»

Auch mit zweiundneunzig Jahren werde ich nicht aufhören, meinem Vater für seine Worte dankbar zu sein.

Was meiner faschistischen Überzeugung dann den Gnadschuss versetzte, war das internationale Treffen der nazifaschistischen Jugend in Florenz im Frühling 42. Von den frühen Morgenstunden an füllte sich das Theater der Stadt mit jungen Leuten aus allen Teilen Europas, natürlich des von den Nazis besetzten Europa: Griechen und Polen, Ungarn und Rumänen, Albaner, Slawen und erwartungsgemäß massenhaft deutschen Jugendlichen. Wir trugen alle Uniform. Ich, der ich eine frühe Leidenschaft fürs Theater hegte, war eingeladen, eine Rede über das ideale Repertoire des «Theaters im faschistischen Geist» zu halten.

Am zweiten Tag gab es einen Zwischenfall. Als sich der Vorhang öffnete, sah ich, dass der Bühnenhintergrund nur

aus einer gigantischen Hakenkreuzfahne bestand. Auf diesen Anblick reagierte ich ebenso heftig wie für mich selbst überraschend. Ich stand auf und schrie:

«Weg mit der Fahne! Oder hängt wenigstens auch unsere auf!»

Sofort herrschte Totenstille, dann geschah etwas Unerwartetes: Viele der jungen Leute applaudierten. Schlagartig wurde der Vorhang geschlossen, wenig später öffnete er sich wieder. Jetzt hingen dort beide Fahnen, und ein lautstarker Beifall entbrannte. Die Delegationen italienischer und deutscher Parteifunktionäre betraten nun die Bühne und nahmen Platz hinter einem langen Tisch. Als erster Redner erhob sich Alessandro Pavolini, damals Minister für Volkskultur. Nachdem er seine Rede beendet hatte, stieg er von der Bühne und steuerte durch den Mittelgang auf die Tür zu. Ich saß auf einem Stuhl direkt neben dem Gang, und als er auf meiner Höhe angekommen war, bedeutete er mir mit der rechten Hand, ihm zu folgen. Ich stand auf und ging hinter ihm her. Wir kamen ins menschenleere Foyer des Theaters, Pavolini blieb stehen, drehte sich zu mir um, blickte mich an und sagte:

«Komm näher, Vollidiot!»

Kaum stand ich vor ihm, hob er den stiefelbewehrten rechten Fuß und versetzte mir einen heftigen Tritt in den Unterbauch, dann drehte er sich um und ging weg. Keuchend vor Schmerzen lag ich am Boden, doch zwei meiner Kameraden, Gaspare Giudice und Luigi Giglia, die geahnt hatten, dass der Minister mir etwas antun würde, waren mir gefolgt. Sie riefen ein Taxi und fuhren mit mir ins Krankenhaus.

Zwei Tage später kehrte ich für die Abschlussveranstaltung ins Theater zurück. Baldur von Schirach, der Führer der Hitler-Jugend, hielt eine Rede. Da das Thema des Treffens «Das

Europa von morgen» war, beschrieb er, wie Europa sich im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie verändern würde. Während er sprach, brach mir der kalte Schweiß aus, denn Europa verwandelte sich vor meinen Augen in eine riesige graue Kaserne, wo es nur die Farbe der Nazi-Uniformen gab und nur ein Buch, das wir alle lesen mussten, *Mein Kampf* von Adolf Hitler. Während von Schirach mit seinen Ausführungen fortfuhr, fragte ich mich: Und meine Autoren? Mein Gogol? Mein André Gide? Werde ich die nicht mehr lesen können? Werde ich nur «genehmigte» deutsche Bücher lesen dürfen und für immer die Uniform tragen müssen, in der ich stecke?

Als ich auf der Rückfahrt nach Sizilien an diese Rede dachte, überkam mich ein starkes Angstgefühl, und ich wünschte mir inständig, dass dieses von den Nazis erträumte Europa nicht verwirklicht werden konnte, dass ihr Ideal scheitern würde. Das war der Beginn einer großen persönlichen Krise. Ich verbrachte schlaflose Nächte, weil ich mich aus Angst, de-nunziert zu werden, niemandem anvertrauen konnte. Es ging mir wirklich schlecht, ich magerte ab, aß nur widerwillig und wechselte fast kein Wort mehr mit meinen Schulkameraden. Mir war klar geworden, dass meine faschistische Überzeugung ein Riesenfehler gewesen war, doch ich fühlte mich wie ein Verräter, vor allem an meinem Vater, der weiterhin an den Faschismus glaubte, wenn auch auf seine Weise.

Diese Krise dauerte monatelang. Dann wurde mir eines Morgens endlich bewusst, dass ich mich vollständig vom faschistischen Denken befreit hatte, es gab keine Zweifel mehr. Außerdem war mir just in jenen Tagen ein Buch in die Hände gefallen, das der Zensur wunderbarerweise entgangen war. Es handelte sich um *So lebt der Mensch* von André Malraux. Ich las es. Bei der nächtlichen Lektüre haben sich große Mengen

meines Gehirns von einer Seite zur anderen verschoben, da bin ich sicher. Ich bekam leichtes Fieber. In diesem Buch entdeckte ich, dass die so verhassten Kommunisten Menschen waren wie wir, sie unterschieden sich in nichts von uns, fraßen keine Kinder und hatten Ideale wie ich.

In der Bibliothek meines Vaters gab es eine Art Zusammenfassung von Karl Marx' *Das Kapital*, ich nahm es heraus und begann zu lesen. Es gab auch das berühmte *Kommunistische Manifest*, das so beginnt: «Ein Gespenst geht um in Europa ...» Ich begriff, dass die Ideen in diesem Manifest mit dem übereinstimmten, was ich in meinem Innersten fühlte. Schon in der Grundschule hatte ich gedacht, dass es nicht gerecht war, wenn ich glänzende Schuhe trug und meine Kameraden barfuß herumliefen, dass mich im Winter ein Wollmantel wärmte, während sie mit zerrissenen alten Kitteln zur Schule kamen. Das waren wirre Gedanken, doch die Ungerechtigkeit empfand ich deutlich. Es war nicht gerecht, dass nicht alle die gleichen Voraussetzungen hatten, dass einige schon am Beginn ihres Lebens benachteiligt waren, dass ihr Schicksal als arme Menschen bereits feststand. Nein, das war nicht gerecht. Und so wurde ich, mitten im Faschismus, langsam zum Kommunisten.

Fast gleichzeitig mit dem Verlust meines Glaubens an den Faschismus verschwand mein ohnehin lauer religiöser Glaube, denn in den letzten Jahren hatte die Kirche sich ganz und gar auf die Seite des Regimes gestellt.

Mein drittes Schuljahr auf dem Gymnasium endete im April 1943. Am 1. Juli wurde ich ein Jahr früher als üblich zum Kriegsdienst eingezogen. Meine Familie wohnte damals in einem Ort in Zentralsizilien, um den Bombenangriffen zu

entkommen, die uns an der Küste Tag und Nacht drohten. Nur Papa war in Porto Empedocle geblieben.

Mein Dienst auf dem Marinestützpunkt in Augusta dauerte nur neun Tage, auf ein Schiff stieg ich nie. In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli erfuhr ich nämlich von einem Kameraden, dass die Engländer und Amerikaner in Sizilien gelandet waren. Sofort beschloss ich zu desertieren, ich verließ den Luftschutzbunker, ein Lastwagen nahm mich mit, und nach zwei Tagen Fahrt durch die Hölle war ich wieder bei meiner Familie. Als ich den ersten amerikanischen Panzer auftauchen sah, kamen mir die Tränen. Es war ein zwiespältiges Gefühl: Einerseits jubelte ich über die endgültige Niederlage des Faschismus und Nationalsozialismus, andererseits schmerzte es mich sehr, einen ausländischen Panzer auf dem Boden meiner Heimat zu sehen. Die amerikanischen Soldaten, die in Sizilien gelandet waren und es erobert hatten, waren die Sieger in diesem Krieg. Wir hatten ihn verloren.

Dennoch wurden diese Soldaten von der ganzen Bevölkerung begeistert empfangen, denn sie bedeuteten das Ende eines Albtraums. In den letzten Monaten hatte es unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, Luftangriffe gegeben, die Verkehrswege waren sämtlich zerstört. Es gab keine Lebensmittel und Medikamente mehr.

Mit der Ankunft der Amerikaner endete der Krieg. Aber sie bedeutete auch etwas sehr viel Wichtigeres: die Freiheit. Die amerikanischen Soldaten wurden «Befreier» genannt, weil sie uns von mehr als zwanzig Jahren faschistischer Diktatur befreiten und uns zur Demokratie zurückführten.

Ich erlebte diese ersten Tage der Freiheit wie im Rausch. Vermutlich lief ich ständig mit einem stupiden Grinsen im Gesicht herum. Zu wissen, dass ich endlich eigene, nicht

aufgezwungene Gedanken haben und ausdrücken durfte, berauschte mich. Vielleicht würde ich Menschen treffen, die anders dachten als ich, aber es würde möglich sein, mit ihnen zu diskutieren, auch leidenschaftlich, ohne die Angst, heimliche Lauscher könnten mich hören und bei der politischen Polizei anzeigen. Der Wind der Freiheit trieb uns voran. Wir lebten in einem vollkommen zerstörten Land, es gab keine Fabriken, keine Eisenbahnstrecken mehr, alles nur Erdenkliche fehlte, doch uns belebte die Gewissheit, dass dieses Elend bald vorbei sein würde. Dass Italien aus seinen Ruinen wiederauferstehen konnte. Und das Besondere an diesen Tagen, Monaten, Jahren war, dass wir in schwierigen Momenten alle, egal, welcher politischen Partei wir angehörten, Seite an Seite gemeinsam für den Wiederaufbau arbeiteten.

Mein Glücksgefühl erreichte seinen Höhepunkt, als am 25. April 1945 endlich ganz Italien vom Nazifaschismus befreit wurde. Das hatten wir denen zu danken, die in diesen Jahren zu den Waffen gegriﬀen und die Deutschen bekämpft hatten: der Resistenza, dem Widerstand, den Partisanen. Von dieser großen Befreiungsbewegung war ich in Sizilien leider ausgeschlossen gewesen.

[...]